

Entzaubert

**SIEBEN MOMENTE,
IN DENEN MAGIE
VERPUFFTE:
ZUM BEISPIEL
DAS ERSTE MAL.**

1 Mit fünf pflanzte ich meinen ersten Baum: eine Koreatanne direkt an die Terrasse des Hauses meiner Großmutter. Sie hatte dunkle, weiche Nadeln und violette Tannenzapfen, die nach oben wuchsen. Im Winter wurde sie mit Lichterketten behängt, damit auch für die Tiere im Garten Weihnachten war. Diese Ziertanne bildete gleichzeitig den zentralen Punkt meines Kindheitsparadieses, ein 2000 Quadratmeter großer Garten bei Cuxhaven, in dem meine Großmutter ihr Verständnis von Natur kultivierte. In den Augen der Nachbarn galt er schlicht als ungepflegt.

Bäume, Büsche und Wiese wurden nur dort geschnitten, wo sie die Menschen behinderten. Das Ergebnis waren wild wachsende Himbeeren und Brombeeren, Holunder und ein unermesslicher Vorrat an Pfefferminze. Am Kompost wuchsen ungeplant Kartoffel- und Tomatenpflanzen, in einem Herbst gab es sogar sieben stattliche Kürbisse. Außerdem bewohnten viele Vögel und Eichhörnchen die Bäume am Grundstücksrand. Das Igelpaar Henriette und Hans paarte sich in lauen Sommernächten laut schnaufend vor meinem Zimmerfenster, und im Winter kam der Fasan mit seinem Harem zum Vogelfutterhäuschen vor der Terrasse. Für mich, ein von der Berliner Mauer umzingeltes Großstadtkind, war dieser Flecken Erde das heiß ersehnte Ziel jeder Schulferien.

Als ich 23 Jahre alt war, starb meine Großmutter und das Haus samt Grundstück wurde verkauft. Um meinen Erinnerungen nachzuhängen, war ich zwei Jahre später nochmal dort. Die neuen Besitzer hatten aus dem Natur- einen Kulturgarten gemacht. Sogar meine Koreatanne war gefällt. **FRANZISCA PRIEGNITZ**

2 „Was ist schlimmer als verlieren? Siegen“, titelte das Magazin der Süddeutschen Zeitung vor Jahren einmal. Die Aufregung in Siegen war groß, aber das SZ-Magazin hatte Recht. Zumindest dachte ich das damals – wie all meine Freunde. Rund 100 Kilometer sind es aus der westfälischen Provinzstadt bis Köln, bis Dortmund, bis Frankfurt. Ein Niemandsland für jeden Jugendlichen. Es gab nur einen halbwegs guten Club in Siegen: das Meyer. Hier trafen sich alle. Immer die selben Gesichter, immer die selben Songs, immer im selben Gewölbe. Freitags, samstags, immer. Monotonie pur.

Die coolen Großstadt-Clubs waren weit weg. Ihre Anziehungskraft war umso größer. Mit 17 fuhr ich mit älteren Freunden hin. Mit 18 fuhr ich mit dem eigenen Auto. Mit 19 hatte ich Abitur und zog weg. Wie die meisten. Nach Köln, Dortmund oder Frankfurt. Freitags, samstags, immer ging ich nun in coole Großstadtclubs. Immer in einen anderen, mit immer anderen Songs, mit immer anderen Gesichtern. Abwechslung pur.

Kurz vor Weihnachten fuhr ich erstmals zurück nach Siegen – und ging am 23. Dezember ins Meyer. Ohne große Erwartungen, wie alle. Es wurde dennoch ein herrlicher Abend. Es war wie immer. Nur dass wir nun vom Studium erzählten, von anderen Städten, von anderen Clubs. Ich erzählte vom Clubkeller in Frankfurt. Von den tollen Räumen, den tollen Songs, den tollen Leuten. Spontan griff ich zu einem Vergleich: „Es ist ein bisschen wie im Meyer – nur nicht ganz so gut.“ Der Satz hat sich gehalten. Für jeden Club, der mir gefällt. Zehn Jahre lang, bis heute. Das Paradies ist ein Ort der Zukunft. Oder ein Ort der Vergangenheit. **TOBIAS BECKER**

3 Bunny hieß mein Zwerghase. Kein origineller Name, aber ich mochte die Zeichentrickserie. Bunny mochte ich irgendwann nicht mehr. Durch ihn wurde alles entzaubert: Ostern, Nikolaus und Weihnachten.

Schon als ich fünf war, dachte mein Vater, es sei genug mit Kindheits-Mythen – und hängte den Schulranzen als Ostergeschenk hoch oben an die Schaukel. „Wie ist der Osterhase da bloß hochgesprungen?“, fragte er schelmisch. Ich dachte mir nichts.

Noch mit sieben baute ich im Garten Osterester aus Moos. Auch vor dem Nikolaus hatte ich Respekt. Zumindest immer dann, wenn er sein Goldenes Buch bei den Festen im Tennisverein aufklappte. Als ich acht war, schlug meine Mutter vor, Bunny weiße Eier in den Käfig zu legen. Er solle sie zu Ostern bemalen. Ich stutzte, dachte nach – und heulte. Die konkrete Vorstellung war absurd. Sie ließ Schritt für Schritt den Zauber auffliegen: Der Osterhase – erlogen. Der Nikolaus – erlogen. Und das Christkind? Verzweifelt schaute ich meine Mutter an, die auch Tränen in den Augen hatte. Sie nickte.

Das Bimmeln an Weihnachten, das Jahr für Jahr den Besuch des Christkinds anzeigte, war plötzlich profan. Meine Mutter bimmelte trotzdem weiter. Bis heute. Halb aus Tradition, halb aus Ironie. Und jedes Mal erzählt sie danach die Geschichte von Bunny, dem Osterhasen. Auch wenn Weihnachten ist. **TOBIAS BECKER**

4 Zahlen haben magische Kräfte: Es gibt die Glorreichen Sieben, die zwölf Apostel und Freitag, den 13. Und es gibt den 16. Geburtstag. Motorroller fahren darf man dann, rauchen und Bier trinken. Gefährliche Dinge, auf die man in diesem Alter scharf ist. Meinen 16. Geburtstag habe ich daher groß gefeiert. Mit mächtig erwachsenen Freunden. Um kurz vor zwölf sind wir vor die Tür gegangen, zum Anstoßen. Meine Mama kam hinterher. Mit dem Flaschenkorb aus geflochtenen Zweigen, der immer in der Küche neben dem Kühlschrank stand. Darin: sechs Flaschen Krombacher, drei davon alkoholfrei. Sie strahlte. Meine Freunde lachten. Ich verzog das Gesicht. **TOBIAS BECKER**

5 Es war anders als in den Wochen zuvor: Ich war nicht dabei vor der Großleinwand. Ich konnte nicht singen, nicht brüllen, nicht jubeln. Ich konnte nicht helfen. Ich, der zwölfte Mann. Husten, Halsschmerzen und Schnupfen hatten mich dahingerafft, ausgerechnet am 4. Juli 2006, am Tag des Halbfinals der Fußball-WM. Eine Sommergrippe mitten im Sommermärchen. Es kam, wie es kommen musste: Ballack, Schweini und Poldi verloren gegen Italien mit ihrem Schwarzmagier Fabio Grosso. Nach dem Schlusspfiff rief ich meine Freundin an: „Ich bin schuld“, krächzte ich in den Hörer. Meine Freundin lachte. Ich meinte es ernst: Fußballer sind abergläubisch, Fußballfans auch. Die Jungs hätten mich gebraucht beim Public Viewing, für das ich sechs Wochen zuvor noch nicht einmal einen Begriff hatte. So aber feierten dutzende Italiener in der Pizzeria vier Stockwerke unter mir. Mit einem Höllenlärm, noch nachts um eins. So wie ich nach den Spielen gegen Polen, Schweden und Argentinien. Die Nummer des Ordnungsamtes hatte ich schnell zur Hand. Wegen der Ruhestörung. Zum Hörer gegriffen habe ich nicht. Ich habe das Restaurant nur verflucht.

TOBIAS BECKER

6 Ich war sieben, er 17. Ich saß vor dem Fernseher im Wohnzimmer. Er hechtete durch „sein Wohnzimmer“ – so nannte er den Center Court in Wimbledon. Er gewann am 7. Juli 1985 als jüngster Spieler aller Zeiten das wichtigste Tennisturnier. Ich wollte werden wie er. Berufswunsch: Bum-Bum-Boris.

Vierzehn Jahre später spielte ich mit mäßigem Erfolg für die Mannschaft irgend-eines mittelklassigen Tennisvereins. Der verheiratete Herr Becker, Tennisstar a. D., amüsierte sich derweil in britischen Besenkammern und schwängerte Servicepersonal. Die Briten erfanden eigens für ihn das Verb „to becker“. Doch das potente Bobbele spielte nicht mit, wollte die Vaterschaft abschmettern und servierte skurrile Samenraub-Theorien. Der Held meiner Jugend entheldete sich. Sportlich gefeiert, menschlich gescheitert: Scheidung, Schlamm-schlacht und Steuerhinterziehung folgten. Und eine Tochter, die nun miterleben darf, wie der Papa Werbung für Kondome macht.

Andere Sporthelden wie Franz Beckenbauer vermehrten sich auch abseits des Ehebetts. Doch der Kaiser sprach nicht von Samenraub, sondern Klartext: „Der liebe Gott mag jedes Kind.“ Kickende Kaiser sind deshalb unantastbar und dürfen sich außerehelich fortpflanzen.

Rothaarige Leimener nicht.

TOBIAS SCHREITER

7 Es war Silvester, wir waren auf einer Feier ihres Vaters in einem Hotel. Welch eine Gelegenheit, dem ersten richtigen Sex eine zwar kitschige, aber besondere Note zu geben! Dass es Spaß machen würde, hatten Selbstversuche und Petting schon vermuten lassen. Ich dachte an das gleichzeitige Feuerwerk der Geschlechter und Raketen – welch zauberhafte Vorstellung! Unter buntem Sternenregen und krachenden Böllern würde ich in den magischen Bereich vordringen. Wir lungerten am Buffet herum, und während sie mir immer wieder zuzwinkerte – sie wollte es um jeden Preis – ließ mich der Termindruck schwitzen. In meinen Gedanken war das Erste Mal ein Feuerwerk der Liebe. Nun rückte mir eine ungewohnt beängstigende Realität auf die Pelle. Um Viertel vor zwölf fasste sie mich bei der Hand, gemeinsam gingen wir aufs Zimmer – sie mit erwartungsvollem Lächeln, ich mit zusammengebissenen Zähnen. Sie war gefühlvoll, aber zielstrebig, schnell sah ich mich mit nackten Tatsachen konfrontiert. Doch obwohl meine Psyche hart arbeitete, genoss meine Physis das Spektakel. Machen, nicht denken – dachte ich. Dann schossen vor dem Fenster die ersten Raketen in den Himmel, und mit dem Silvesterfeuerwerk verpuffte auch die Anspannung des

Abends. Ich dachte: nicht magisch, aber wenigstens schön warm.

**DENNIS
BUCHMANN**

ILLUSTRATION: MARC HEROLD

